

Raffaella Romagnolo
Bella Ciao

ROMAN

Aus dem Italienischen
von Maja Pflug

Diogenes

Titel der 2018 bei Rizzoli Libri, Mailand,
erschienenen Originalausgabe: ›Destino‹
Copyright © 2018 First published in Italy by Rizzoli Libri
This edition published in arrangement with Grandi & Associati
Das Motto von Sebastiano Vassalli stammt aus ›Die Hexe aus Novara‹,
Piper Verlag 1993, Übersetzung von Ragni Maria Geschwend.
Das Motto von Joyce Carol Oates stammt aus ›Die Verfluchten‹,
S. Fischer Verlag 2014, Übersetzung von Silvia Morawetz.
Covermotiv: Gemälde von Meredith Frampton, ›Marguerite Kelsey‹,
1928 (Ausschnitt) Copyright © Tate, London

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2019
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/19/44/1
ISBN 978 3 257 07062 0

*Für die Jungen von der Benedicta.
Für Lia, wunderbare Tochter von Borgo di Dentro.
Für Ro natürlich.*

Beim Anblick dieser Landschaft und dieses Nichts habe ich verstanden, dass es in der Gegenwart nichts gibt, das erzählt zu werden verdient. Die Gegenwart ist Lärm: Millionen, Milliarden von Stimmen, die schreien, alle gleichzeitig und in allen Sprachen, und dabei versuchen, einander zu übertönen mit dem Wort »ich«. Ich, ich, ich ... Um die Schlüssel zur Gegenwart zu suchen und um die Gegenwart zu verstehen, muss man aus dem Lärm heraustreten, in die Tiefe der Nacht gehen oder zum Grund des Nichts.

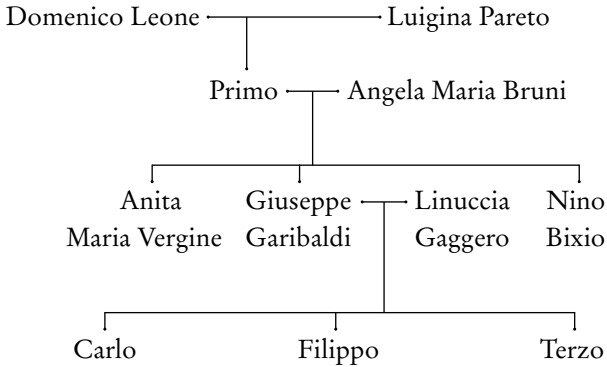
*Sebastiano Vassalli,
Die Hexe aus Novara*

Die Wahrheiten der Literatur werden durch Bilder erzeugt; hier aber erzeugen die historischen Tatsachen die Bilder.

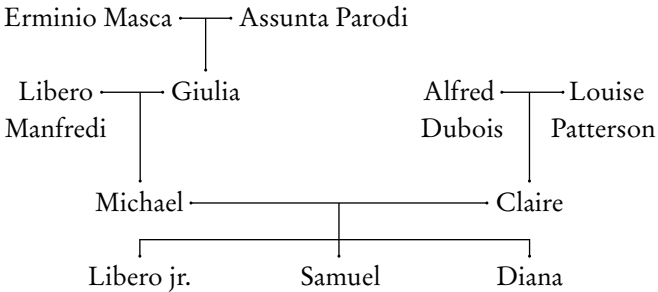
*Joyce Carol Oates,
Die Verfluchten*

ERSTES BUCH

Die Familie Leone



Die Familie Masca, Manfredi und Dubois



Weitere Figuren

In Borgo di Dentro

Die Familie Ferro

Lebt im Palazzo Reale. Der Vater Antonio und der Erstgeborene Achille sind Schuhmacher. Der Zweitgeborene Pietro ist Arbeiter in der Baumwollfabrik Raggio.

Don Giuseppe Salvi

Pfarrer. Die Familie Salvi ist Eigentümer der Seidenspinnerei, in der Assunta, Giulia und Anita arbeiten.

In Manhattan

Angela Manfredi

Schwester von Libero, lebt mit Mann und Kindern über der *Grosseria* in der Mulberry Street.

Angiolina Mancuso

Stammt aus Kalabrien, ist Mutter von drei Kindern und Kundin der *Grosseria*.

Fiorello La Guardia

Sohn eines Einwanderers apulischer Herkunft, ist Abgeordneter und späterer Bürgermeister von New York.

BORGO DI DENTRO
6. MÄRZ 1946

Erstes Kapitel

Die Vergangenheit gibt es nicht, denkt Mrs. Giulia Masca vor dem verrammelten Palazzo Reale. Dasselbe hatte sie gedacht, als sie sich nach dem Verlassen ihrer Kabine auf dem Erste-Klasse-Deck unvermittelt in der Umarmung des weitläufigen, unübersichtlichen Hafens von Genua wiederfand, weiß von Licht und schwarz von Ruß.

Lieber nicht auf das Gedächtnis bauen, es hatte schon den Weg von der Stadt ins Dorf ganz falsch in Erinnerung: die Mole, die Gebäude, die Straße, die die Hügel hinaufführt, die Höhenlinie, das schwammige Grün der Kastanien, die schiefen Rebenreihen, dann die düstere Silhouette von Borgo di Dentro, die Gasse, den Geruch und nun auch das Tor.

Zwar sind die Dinge dieselben, als hätte die Zeit sich nicht die Mühe gemacht, in dieser Gegend hier vorbeizukommen. Neu und überraschend ist eher die Beschaffenheit der Wirklichkeit. Leichter? Und auch die Dimensionen: Mrs. Giulia Mascas Meinung nach müsste das Tor des Palazzo Reale größer sein. Viel größer. Das könnte sie schwören bei ihrem Sohn Michael, der am Ende der Straße wartet, zusammen mit dem Chauffeur, der sie am Schiff abgeholt hat und ein Schild hochhielt, auf dem stand:

LIBEROS GOCERI. Banausen. Ungebildete italienische Analphabeten. *Liberò's Grocery* heißt es richtig! Nicht einmal vom Briefkopf abschreiben können sie!

Sie ballt die behandschuhten Hände zur Faust und blickt hinauf, über die Hutkrempe hinaus. Sie sucht nach einem Zeichen. Wohnt da noch jemand? Winzige, tiefliegende Fensterchen, ärmlich, auffällig sieht es aus. Mit den Jahren ist sie leicht geschrumpft, daher müsste ihr alles riesig vorkommen. Schon seit fünfundvierzig Jahren bereitet sie sich auf diesen Moment vor. Da: die abgebröckelten Stellen rund um die Torangeln, die Diamantquader, die Kratzspuren von Hunden, die Nagespuren von Holzwurm und Mäusen – sie erinnert sich daran und erkennt sie doch nicht. Sind es noch dieselben?

Eigentlich darf sie nicht trödeln, Michael muss zur Abendessenszeit in Mailand sein: Das sind von hier aus noch über zweihundert Kilometer auf schlimm zugerichteten Straßen. Sie haben den Krieg ja nur in der Zeitung verfolgt, aber durch die Scheiben des Aprilia hat sie sich schon einen Eindruck verschaffen können und weiß deshalb, dass die Reise ihres Sohnes kein Honigschlecken sein wird.

Sie selbst wird sich hier ein Hotel für die Nacht suchen – es gab damals eins, da ist sie sicher –, doch davor wollte sie noch mit Michael am Palazzo Reale vorbeischaun. Aus Nostalgie. So ist das im Alter. Und dann wunderte sie sich über dieses ... Nichts. Was hatte sie erwartet? Dass sie ein Willkommenstransparent vorfinden würde? Eine Kapelle und Majoretten? Oder sollte sie vielleicht hineingehen und die neuen Mieter ansprechen: Entschuldigen Sie, ich habe mal hier gewohnt, bin sogar hier geboren, im ersten Stock,

auf dem alten Holztisch, darf ich hereinkommen? Ist die Maisstrohmratze noch da?

Würde sie, Mrs. Giulia Masca aus der Mulberry Street, überhaupt noch darauf schlafen können?

In der ersten Grundschulklasse ließ sie der Lehrer im Chor wiederholen: *Borgo di Dentro erhebt sich / auf einem Felsensporn / der liegt im Zusammenfluss / der Wildbäche Orba und Stura / auf hundertsiebenundneunzig Meter / über dem Meeresspiegel*. Das Kind Giulia hatte keine Ahnung, was ein *Sporn* oder ein *Zusammenfluss* waren, jedenfalls hat sie nie mehr einen solchen Ort gesehen. Eine Handvoll Häuser, und darunter Wasser. Grünliche, übelriechende Pfützen im Sommer, Strudel im Herbst und Frühling, Eis im Winter, Wasser überall. Nicht genug, um ein Boot zu nehmen und zu verschwinden, ausreichend, um die Dämme und Fundamente zu zerfressen. Warum sollte man an so einem Ort sein Leben verbringen?

Will man Borgo di Dentro verlassen, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Die erste im Norden: von der Piazza unter dem *Felsensporn* aus führen Brücken über die zwei Wildbäche, die vor dem *Zusammenfluss* wie offene Arme aussehen. Hier musste einmal ein Schloss gestanden haben, da der Platz Piazza Castello heißt, doch Mrs. Giulia Masca vermutet, dass der *Zusammenfluss* es irgendwann verschluckt hat. Sie erinnert sich jedenfalls nicht an Türmchen oder zinnenbewehrte Mauern, sondern nur an die Straßenbahnhaltestelle. In der Tat kann man auf der Piazza Castello in die Straßenbahn steigen und über die erste Brücke abhauen, die die Stura überquert. Oder die andere Brücke nehmen über die Orba. Doch das ist, als machte man sich durch die

Hintertür davon, nichts Heldenhaftes. Sogar sie *Brücken* zu nennen fällt ihr schwer. Brooklyn Bridge, das ist eine Brücke. Oder die Queensboro, die Williamsburg Bridge.

Die zweite Möglichkeit ist, sich nach Süden zu wenden. Das hat sie vor fünfundvierzig Jahren getan: An einem Februarmorgen hat sie Borgo di Dentro den Rücken gekehrt, ist durch die Neustadt und dann die Hügel hinauf losgelaufen. Aber ein Ort, dessen Hauptfluchtweg über ein Gebirge führt, hat etwas Verschlossenes und Finsteres an sich.

Entlang der zwei Wildbäche wimmelte es von Werkstätten, Schmieden, Mühlen, Gerbereien, Spinnereien. Noch jetzt hört Mrs. Giulia Masca den Lärm. Ob es die Filanda Salvi noch gibt? Diese Spinnerei befand sich einhundertzwanzig Schritte und sechzehn Stufen unterhalb des Palazzo Reale, in Richtung Stura. Wäre es nicht schon so spät, würde sie in die Gasse einbiegen und hinuntergehen, um nachzusehen. Ob das Dach nachgegeben hat? Ob die Mauern noch stehen?

New York altert nicht. Eines schönen Tages errichtet jemand einen Lattenzaun, hängt ein Schild auf, und einen Monat später steht an der Stelle des alten ein neuer *Skyscraper*. Himmel-Kratzer: Als sie zum ersten Mal unten vom Gehsteig aus den Himmel von Manhattan gesehen hat, eingezwängt zwischen funkelnden Kanten, schien es ihr, als würde er gleich explodieren und die Straße überfluten, die Schaufenster, den Hot-Dog-Verkäufer, das Bänkchen des Schuhputzers, die Unmenge von Leuten, die schwatzend vorbeiliefen, sie rücksichtslos anrempelten. Aber die Spinnerei Salvi?

Morgen wird sie sich vorwagen und einen Blick darauf

werfen, ihr Sohn kommt sowieso nicht vor dem Abendessen zurück. Bei der Fahrt hierher stellte Michael, den Blick aus dem Fenster gerichtet, ihr unentwegt Fragen. Er bemühte sich, die Namen auf Italienisch zu wiederholen, die Mrs. Giulia Masca einen um den anderen aus den Tiefen des Gedächtnisses fischte. *Punta Martin, Monte Tobbio, Madonna della Guardia, Borgo di Dentro, Palazzo Reale.* »*How does it feel?*« Wie fühlt es sich an, Mama? Sie wusste keine Antwort.

Jetzt legt sie die Hand auf den Türklopfer, unentschieden, ob sie klopfen soll oder nicht, und im Geist sieht sie sich wieder als junges Mädchen – vor einem anderen geschlossenen Tor, dem der Spinnerei Salvi. Sie war zwanzig Jahre alt – zwanzig, sie ist sich sicher, denn es war gegen Ende des Jahres 1900, am Morgen des 23. November –, und an dem Tor hing ein rundes Holzbrett, ein ehemaliger Fassboden, mit der roten Aufschrift:

WEGEN UMBAU GESCHLOSSEN

»Scheiße.«

So redete ihre Mutter Assunta. *Scheiße. Kotze. Nutte. Pisse. Fotze. Hure.* Als Giulia in der Schule im Turnen einmal das Wort *Arsch* gebrauchte, unterbrach Herr Olivieri, der Lehrer, den Unterricht, zog den Stock aus dem Hosengürtel, hieß sie ihre Finger ausstrecken, den Handrücken zur Decke des Turnsaals gewandt, und schlug siebenmal zu. Daraufhin machte die kleine Giulia es sich zur Regel, niemals Wörter zu benutzen, die sie nur aus dem Mund ihrer Mutter gehört hatte.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, wiederholt Assunta, während sie mit der flachen Hand auf die Schrift schlägt. Sie gebraucht halbe Sätze. Nach wenigen giftigen Wörtern hustet sie und spuckt Schleim. Nicht immer ins Taschentuch.

Auch Anita Leone ist bei ihnen. »Das hat bestimmt ein Maler geschrieben«, sagt sie, während sie mit dem Finger über die eleganten, scharlachroten Buchstaben fährt. Sie ist am selben Tag geboren wie Giulia, im Abstand von weniger als einer Stunde. Sie hat ein nachdenkliches Wesen, einen durchdringenden Blick, der bei den Einzelheiten innehält und Dinge sieht, die die anderen nicht sehen: Nuancen, Alternativen, Auswege. Und Augen wie Obsidiansplitter, einen dunkel schimmernden Teint, dicke, weiche Haut. Nie hätte man sie für eine *irische Nutte* halten können (Anita wäre es nie in den Sinn gekommen, mit einem Messer bewaffnet klarzustellen, wie die Dinge lagen). Eine mexikanische *Putta* vielleicht? Nicht mit diesen geraden Schultern, dieser Haltung, bei ihr hätte sich niemand getäuscht. Ihre Freundin Anita. Eine feige Verräterin. Deshalb ist Mrs. Giulia Masca doch zurückgekehrt, oder?

Assunta beachtet sie nicht, wie immer. Sie versteht Anita nicht, nennt sie *Prinzessin* oder *Gräfin*, oder *Bela Rosin* oder *Königin Taytù*, auch wenn sie in der Seidenspinnerei Salvi alle drei an den Schüsseln mit den Kokons stehen. Gleiche Arbeit, gleicher Lohn. Sie hustet noch einmal, dann reibt sie sich die von dreiundfünfzig Jahren siedendem Wasser, gekochten Raupen und gewickelten Fäden risigen Hände und schiebt sie unter die Achseln, während sie ihren Tuchumhang fester um sich zieht.

Giulia rechnet unterdessen. Ihre Hauptbeschäftigung seit Beginn des Streiks vor elf Tagen: Ein Arbeitstag bei den Gebrüdern Salvi dauert 12 Stunden und ist 80 Centesimi wert. Ein Teller Suppe und ein Viertel Brot kosten in den *Cucine Economiche* 15 Centesimi (nur Suppe 10 Centesimi); ein Stück Stärkeseife zum Wäschebügeln: 20 Centesimi, eine Fahrt (hin und zurück) mit der Straßenbahn nach Novi Ligure: 40 Centesimi. Für ein Kilo Rindfleisch braucht man den gesamten Lohn von einem Tag, für Kalbfleisch sogar 1 Lira 40 Centesimi, also fast zwei Arbeitstage. Die Eintrittskarte für einen Ball? Je nachdem, was für ein Ball, zwischen 40 und 50 Centesimi. Sie kennt die Preise aller Sachen, die sie sich nicht leisten kann.

Der Reinverlust seit Beginn des Streiks beträgt 8 Lire und 80 Centesimi, macht mal zwei 17 Lire und 60 Centesimi, denn in der Familie gibt es zwei Spinnerinnen, der Vater ist gestorben, als Giulia gerade die Grundschule beendet hatte, und niemand trauert ihm nach. Sie hat eine Buchhalterseele, ein Erbe der Mutter, die nicht lesen kann, aber blitzschnell begreift und ihrer Tochter nun direkt in die Augen sieht. »Zufrieden?«, knurrt sie. Dann kehrt sie den beiden Mädchen den Rücken und geht wieder zum Palazzo Reale hinauf.

»Kommt sie denn nicht mit?«, fragt Anita. Giulia macht eine Handbewegung, als wollte sie sagen: *besser so*. Eigentlich sollten sie alle drei zum Kastaniensammeln in den Wald gehen. Am Nachmittag haben die Mädchen einen Sack voll beisammen. Um ihn aufzuteilen, gehen sie zu Anita, die auf einem Bauernhof auf der anderen Seite der Orba zu Hause ist, wo der Hügel und der Weinberg anfangen. Sie sprechen

über das Schild, das an der Spinnerei hängt. WEGEN UMBAU GESCHLOSSEN? Das glaubt doch kein Mensch.

Jedenfalls nach dem Theater, das drei Tage zuvor der Bürgermeister gemacht hatte, der *Avucatein*, der kleine Anwalt, ein Männchen mit lenkerförmigem Riesenschnauzbar, Spitzbart und Kaiserkoteletten. Er empfing die Spinnerinnen im zweiten Stock des Rathauses, im Sitzungssaal. Als die Verlegenheit überwunden war – noch nie hatten sie so große Gemälde, so glänzende Tische und für ihre zerlumpte Kleider so unangemessene Stühle gesehen –, legten drei Delegierte die Forderungen der Streikenden dar. Erstens: sofortige Entlassung der neuen Aufseherin Agostini, Maria Filippa: Sie quält die Arbeiterinnen, indem sie ihnen nur einmal alle vier Stunden den Gebrauch des Aborts gestattet; sie lässt sie zwei Centesimi Strafe zahlen, wenn ein Faden reißt oder ein Fadenanfang nicht zu finden ist; sie beleidigt sie, schimpft sie Drückebergerinnen und sogar, mit Verlaub, Dirnen.

Zweitens: Wiedereinstellung der Arbeiterinnen, die den Streik eröffnet haben. Drittens: Reduzierung der Stunden von 12 auf 11 pro Tag und Lohnerhöhung von 80 Centesimi auf 1 Lira. »In den Spinnereien von Novi« – schloss die Mutigste der drei – »verdienen die Spinnerinnen 1 Lira 30 pro Tag, plus Unterbringung und Heizung.« Und der *Avucatein*?

Der *Avucatein*, nichts. Nie einen Streik gesehen. Er brüstete sich immer vor dem Unterpräfekten und dem Oberleutnant der Carabinieri damit: Wir schreiben das Jahr 1900, beinahe 1901, und noch nie hat es in Borgo di Dentro einen Streik gegeben. Die Ziegelbrenner (vor vier Jahren) und die Straßenarbeiter (vor zwei Jahren) zählten

nicht. Das waren Kindereien. Mussten jetzt ausgerechnet die Frauen anfangen?

Er stand auf Seiten der Besitzer, klar. Ja, er würde den Signori Salvi die *unabweislichen* Gründe der Streikenden vortragen. Ja, er würde eine *günstige Gelegenheit* abpassen, um ihr Anliegen zu einem *guten Ende* zu bringen. Ja, *ganz gewiss*. Unter der Voraussetzung, dass sie sofort zur Arbeit zurückkehrten. Sie sollten doch bedenken, dass sich die Situation nur *verschärfe*, falls ihre *Starrköpfigkeit* andauere. *Sollten an die Mäuler denken, die sie stopfen müssten, und an die Härten des bevorstehenden Winters*. Der Boden so gefroren, dass man keine Rübe herausziehen kann. Die Kastanien und Pilze, die zu Ende gehen. Die hungrigen Kinder mit ihren *großen, flehenden Augen*.

Er sprach zu sich selbst, ganz bestimmt nicht zu den Spinnerinnen, er vermied sogar, ihnen ins Gesicht zu sehen, starrte lieber auf die Körper, die dick verummten Brüste, die Frostbeulen an den Händen (kein Vergleich mit dem blassen Teint seiner Gattin, den langen, schmalen, schneeweißen Fingern, mit denen die Frau ihm jeden Morgen die Krawattennadel ansteckte). Oder er ließ den Blick über die Gemälde an den Wänden schweifen, über die Kragenspiegel des Oberleutnants, die Stifte der Zeitungsschreiber, die Blätter, die er in seinen ebenso weißen Fingern hielt. Sein Ton war getragen, gefühlig: Kurz, sie sollten auf den Rat eines Vaters hören, denn ein solcher sei doch ein Bürgermeister: der Vater aller, Männer wie Frauen. Sie sollten noch heute in die Spinnerei zurückkehren. Morgen bei den Signori Salvi an die Tür zu klopfen, aus Hunger zurückzukehren wäre viel schlimmer.

Nach diesem Schluss herrschte verblüfftes Schweigen. Dann brüllte eine Frauenstimme vom Ende des Saals: »*Avucatein, ciàntia lì!* Jetzt reicht's! Verhungert ist hier noch nie jemand!«, und der Bürgermeister verließ unter Pfiffen den Saal.

Kurz und gut, sie waren im Krieg. Der erste Schachzug der Besitzer war dieses Schild: WEGEN UMBAU GESCHLOSSEN. Anders gesagt, sie *saßen richtig tief in der Scheiße, bis hier*. So hätte Giulias Mutter es ausgedrückt, die flache Hand auf Nasenhöhe haltend, wenn ihr Atem für einen Satz mit acht Wörtern gereicht hätte. Im Kopf hält sie nämlich ständig stumme Reden, neben dem Ofen sitzend, endlose, wütende Selbstgespräche, die ab und zu in einer Aufwallung von Vulgarität über ihre Lippen kommen.

Im Frühjahr 1850 ging auf dem Land rund um Borgo di Dentro die Seidenraupenpest um. Assunta Parodi war noch nicht ganz elf und arbeitete schon seit vier Jahren mit ihrer Mutter und zwei Schwestern in der Spinnerei. Da der Rohstoff mangelte, stand die Produktion monatelang still. Die jüngere Schwester starb innerhalb von vier Wochen an einem Brustleiden – »Scheiße« –, die ältere Schwester landete als Dirne in den Gassen von Genua – »Hurensau« –, und sie schafften es dank der Barmherzigkeit der Nachbarn, die Kartoffeln, Wirsing und manchmal ein Ei spendeten, bis zur Wiedereröffnung der Spinnerei durchzuhalten.

Mit siebzehn Jahren heiratete Assunta Erminio Masca, den Ersten, der ein freundliches Wort und ein halbes Lächeln – »Schleimscheißer« – für sie gehabt hatte, als sie mit niedergeschlagenen Augen hungrig, zerzaust und stinkend

nach einer Zwölf-Stunden-Schicht von der Arbeit nach Hause ging.

Am 17. November 1869 wurde im Beisein der Kaiserin Eugénie und unter den Klängen des *Ägyptischen Marsches* von Johann Strauß Sohn der Suezkanal eingeweiht. Chinesische Seide überflutete den Markt, und Assunta verlor ihren Arbeitsplatz. Sie war neunundzwanzig, hatte zwei Kinder bekommen, die noch vor dem Abstillen gestorben waren, und einen ewig betrunkenen Mann.

»Hundesohn.«

»Suez« taufte sie die Suppe aus drei Zwiebeln, einer Rübe und einer Handvoll Kohlblätter, die mit Wasser, Salz und einem Esslöffel Essig zur Übertönung des ranzigen Geschmacks gestreckt wurde und für eine ganze Woche reichen musste. Sie aßen um halb fünf zu Abend, und um sechs lagen sie schon unter der Decke, weil nicht einmal das Geld für Kerzen da war. »Iss und sei froh, dass es kein Suez ist«, wiederholte sie seitdem jeden Abend vor einer Kartoffel, drei gesalzenen Sardinen oder einer Schüssel Kutteln.

Der Streik in der Spinnerei Salvi ist am Tag nach ihrem sechzigsten Geburtstag losgegangen. Sie hat von Arthritis verformte Finger und nur einen Zahn im Mund. Um atmen zu können, schläft sie nachts im Sitzen oder wacht am Ofen und zählt sich ihre über dreiundfünfzig Jahre gesammelten guten Gründe auf, um nicht an Gott und den Sozialismus zu glauben. Die Pfarrer auf der Kanzel und die Redner mit der roten Nelke, die von Genua den Berg herauf- und dann bis nach Borgo di Dentro hinunterkommen, sind ihrer Meinung nach zu fett, um die Wahrheit zu kennen. Männer, und fett. *Paradies? Revolution?* Ammenmärchen. Ge-

schwätzt für Säufer wie ihren Mann. Der Tag, als sie ihn in seinem Erbrochenen in der Gasse hinter der Kirche gefunden haben, ist der einzige, an dem Assunta mit dem Rosenkranz zwischen den Fingern eingeschlafen ist, und es war ein Dankgebet. Voller Teller und Holz im Ofen: Das ist ihr *Credo*. Und wenn es das Paradies nicht gibt – die Hölle hat sie erfahren und weiß, dass der Weg dorthin mit Streikparolen gepflastert ist.

»Miststücke.«

Alle, auch Giulia und die *Prinzessin*. Hätte sie nicht dreizehn Kinderarbeiterinnen und achtundfünfzig erwachsene Spinnerinnen gegen sich, würde Assunta allein bei den Salvi vorstellig: »Hier bin ich!«, würde sie sagen, das Feuer unter dem Kessel anzünden, den Hahn des ersten Beckens öffnen und anfangen, nach dem Fadenende zu suchen. Deshalb hat Giulia keine Lust heimzugehen, das Schild WEGEN UMBAU GESCHLOSSEN war schon genug: Die Besitzer wollen sie zermürben, das ist klar. Auch noch die Verwünschungen der Mutter über sich ergehen zu lassen hält sie nicht aus.

Bei Anita zu Hause weht ein anderer Wind. Den Leones gehört das Bauernhaus, in dem sie leben, samt einem steinigen, kleinen Grundstück, das kaum etwas abwirft. Sie bewirtschaften in Halbpacht die Felder des Grafen Franzoni. Sankt Martin ist vorüber, die Verträge sind erneuert worden, für ein weiteres Jahr werden sie genug zum Arbeiten und zum Leben haben.

Der hinterhältige Schachzug der Salvi überrascht hier niemanden, weder die, die Anita bei jenem Namen rufen, den Großvater Domenico wollte, ein Garibaldiner, Veteran von Marsala und Calatafimi, noch die, die sie Maria Vergine

nennen, worauf Großmutter Luigina bestanden hatte, da sie zur Madonna della Guardia betete und so fromm war, dass sie drei Wallfahrten im Jahr unternahm, im Frühling, im Sommer und im Herbst: In der Nacht wanderte sie mit Glocke um den Hals und Stock in der Hand den Berg hinauf und vor Sonnenuntergang kehrte sie mit zerlöcherten Strümpfen und blauen Zehennägeln zurück.

Auch Anitas zwei jüngere Brüder tragen den Geist des Großvaters im Namen: Pio Giuseppe Garibaldi Leone, achtzehn Jahre alt und Sozialist – zitiert Filippo Turati und schwärmt für den Klassenkampf; Benedetto Nino Bixio Leone, siebzehn Jahre und zum Noviziat bereit – hat Bildchen vom heiligen Franziskus und Leo XIII. in der Tasche. Anita steht daneben, während sie sich in die Haare geraten, lächelt und rührt die Polenta um. Ja, hier weht ein anderer Wind.

Giulia gefällt auch das, was die Cascina Leone umgibt: der Hühnerstall, der Kaninchenstall, der Keller, der Viehstall, der Laubengang, die Schaukel, die Jutesäcke, die Bottiche für die Trauben, die Weinpresse, die Hacken, die Spaten, das hölzerne Joch und die Eisen für die Ochsen, die Körbe, das Becken mit Kupfervitriol, der Geruch nach Stall und sogar der des Misthaufens, der anders ist als der Kloakengestank in Borgo di Dentro. Und dann die Sachen im Haus: die strohgeflochtenen Stühle, die Hocker, der große Tisch mit den Messerkerben, die Nähmaschine in einer Ecke, das rote Hemd, das an der Küchenwand hängt, mit allen Medaillen und einem an den Kragen genähten beinernen Kreuz. Unter dem Fenster das Bänkchen von Primo Leone, Anitas Vater, Maestro der Dorfkapelle und Trüffelsucher: Darauf liegen wohlgeordnet zwei glänzende

Trompeten, das Organetto, ein krummes Messerchen, die Bürste mit weichen und harten Borsten, die Trillerpfeife für den Hund unter einem Porträt von Karl Marx. Über dem Spülstein dagegen hängt ein Bild der Madonna von Loreto, geschmückt mit einem Olivenzweig.

Im Hause Leone vergeht der Nachmittag schnell für Giulia. Bei einbrechender Dunkelheit nimmt Anita für alle beide ihren Mut zusammen, übergibt Giuseppe Garibaldi den Rührlöffel, bindet sich das Kopftuch um und zieht ihren Umhang an. »Ich begleite dich«, sagt sie.

Sie überqueren die Brücke und gehen wieder hinauf Richtung Borgo di Dentro bis zu der Stelle, wo man das Tor der Spinnerei sieht, Giulia mit ihrem halben Sack Kastanien. Ohne sich abzusprechen, sehen sie nach, ob das Schild noch da hängt, dann verabschieden sie sich. Anita macht kehrt, und Giulia geht weiter bergauf zum Palazzo Reale. Als sie fast oben ist, dreht sie sich um und betrachtet das große schwarze Fabrikgebäude, den langen kalten Schornstein, die Riesenster, in denen sich das Mondlicht spiegelt, das Tor mit dem Schild, Anitas rasche Gestalt, die in der Dunkelheit kaum noch zu erkennen ist. Dann biegt sie in die Gasse ein.